

Rezensionen

Abrechnung mit der Pariser Oligarchie

Markus C. Kerber: Europa ohne Frankreich? Deutsche Anmerkungen zur französischen Frage. Edition Suhrkamp, Frankfurt 2006, 221 S., 9,50 Euro

Ein Autor, seines Zeichens Jurist und Professor für Volkswirtschaftslehre an der Technischen Universität Berlin, hat die Messer ausgepackt – und das Pariser Frankreich auseinander genommen, zersäbelt, zerfetzt, kein gutes Haar daran gelassen. Ein Jahr, nachdem die Franzosen den Verfassungsvertrag abgelehnt haben und sich die innere Krise Frankreichs unter anderem in ziellosem europapolitischen Herumlaviern äußert, liest sich der Titel „Europa ohne Frankreich? Deutsche Anmerkungen zur französischen Frage“ zeitgemäß – und der Leser erwartet Analysen zum jüngsten Ausfall Frankreichs auf der europapolitischen Bühne. Was sich allerdings in dem 2006 von Markus C. Kerber veröffentlichten Buch findet, sind zeitdiagnostische Beobachtungen aus den 1990er Jahren. Viele davon haben sich in den letzten zehn Jahren ihre Aktualität bewahrt.

Im selbst designten Beipackzettel zu dem Buch erklärt der Autor, Absolvent der elitären Ecole Nationale d'Administration, dem Rezensenten die ungewöhnliche Geschichte des unscheinbaren Suhrkamp-Bandes. Dessen Text wurde zwar bereits in den 1990ern vollendet, musste aber bis zum Jahr 2006 auf seine Veröffentlichung warten. 1999, so Kerber in seinem Erklärungsschreiben, habe Siegfried Unseld für den Suhrkamp-Verlag den Vertrag unterzeichnet. Dann aber sei das Manuskript unbearbeitet liegen geblieben. Unselds Nachfolgerin Berkewicz weigerte sich dann im Jahr 2004, den Band zu drucken. „Überzogen po-

lemisch und einseitig“ zitiert der Autor die Ablehnungsgründe des Suhrkamp Verlags. Der Text verletze demnach die „Ehre des französischen Volkes“. Die Veröffentlichung des Bandes erstritt der Jurist schließlich vor Gericht.¹

Kerbers Pamphlet, wie er das Buch selbst bezeichnet, geht in der Tat hart mit der französischen Elite aus Wirtschaft und Politik ins Gericht. Drei Hauptthesen vertritt der Autor und dekliniert sie in den teils (kultur)historisch, teils juristisch und teils politikanalytisch ausgerichteten Kapiteln seines Buches rauf und runter.

Erstens: Frankreich wird von einer kleinen dekadenten Oligarchie regiert, deren herausragende Charaktereigenschaften Heuchelei und Wortbruch seien. Den Geist dieser Elite setzt Kerber nicht, wie andere Autoren vor ihm, mit der philosophischen Klarheit Descartes gleich, sondern zieht Parallelen zum Hofstaat à la Molière. In diesem ist laut Kerber „Unaufrichtigkeit die Regel für gutes Benehmen“ während „Freundschaft ohne Inhalt“ sei. Verrat fände „in seiner ungeniertesten Form“ statt. Die „unüberbietbare Selbstzufriedenheit“ der Elite resultiere daraus, dass sie auch und gerade sich selbst belügt.

Zweitens: Diese Elite erhält mit der Unterstützung von Justiz, Medien etc. ein System am Leben, das nicht als Rechtsstaat bezeichnet werden könne. Das Recht, so der Autor, habe sich in der französische Verfassungspraxis dem Primat der Politik untergeordnet. Auswüchse davon seien unter anderem Fälle staatlicher Willkür und Korruption.

Drittens: Die spezifische französische Konzeption von Staat und Nation, gepaart mit dem Wunsch nach Überlegenheit und Dominanz der Elite, sind mit einem funktionierendem politischen EU-System nicht vereinbar. Kerber sieht Frankreich wegen der von ihm konstatierten „Negierung des Prinzips der Rechtsstaatlichkeit und des Förderalismus“ nicht als „Vollmitglied im eigentlichen Sinne des Wortes“.

Frankreich ist nach Ansicht des Autors aufgrund seiner selbstinteressierten Elite nie wirklich in der EU angekommen und verstehe die Europäische Union nur als Instrument seiner Großmachtpolitik – die es aber längst nicht mehr realisieren kann. Der Widerstand gegen die Globa-

lisierung, das Festhalten an einem längst toten Staatskapitalismus und der Glaube an eine universelle Strahlkraft der französischen „Ideen“ prägen laut Kerber das Selbstbild der Elite, aus dem sie einen internationalen Führungsanspruch Frankreichs ableiten.

Diese Überlegungen zur fehlenden Realitätsverarbeitung in der französischen Elite (und durch sie verhindert, auch in der französischen Öffentlichkeit) verleihen dem Buch in seinem Erscheinungsjahr eine besondere Aktualität. Ein Jahr nach dem gescheiterten Verfassungsreferendum vom 29. Mai 2005 geht die Europadebatte in Frankreich noch immer an den eigentlichen Herausforderungen vorbei.²

Lesern, die sich angesichts des post-referendären europapolitischen Ausfalls der Pariser Führungskräfte in Politik und Administration fragen, wie mit einem vor allem auf sich selbst bezogenen Land in der derzeitigen EU-Krise umgegangen werden kann, bietet Kerber eine provozierende Antwort: Ohne Frankreich ist nichts in Europa. Doch um mit Frankreich in Europa je wieder etwas aufbauen zu können, bedürfe es zunächst einer Konfrontation mit dem zunehmend anachronistisch wirkenden Partner. Eine „politische Quarantäne Frankreichs“ könne sich als „zeitweise taktische Notwendigkeit ohne Alternative erweisen“.

Damit sagt Kerber in den 1990er Jahren, als er die in dem Buch zusammengefassten Aufsätze und Vorträge schrieb, was in Berlin spätestens nach dem EU-Referendum mancher denkt: Frankreich muss – konstruktiv allerdings – die Stirn geboten werden, damit die Führungsspitze ihre Haltung ändert und das Land wieder so etwas werden kann wie ein Partner für Deutschland. Allerdings unter anderen Vorzeichen als in den ersten 50 Jahren der deutsch-französischen Aussöhnung, während derer sich Deutschland allzu lange durch „Politikverzicht“ aus der Verantwortung gezogen habe.

Über die Eigenarten Frankreichs und der Franzosen, über den Niederschlag dieser Eigenheiten in der Europapolitik, über deutsch-französische Beziehungen und die internationale Positionierung Frankreichs ist eine Menge geschrieben worden. Das Buch von Markus Kerber liest der „Pariser Oligarchie“ mit besonderer Härte die Leviten

(wobei er allerdings auch die deutsche Seite nicht gänzlich ausspart). Mitunter mag sich bei der Lektüre der Eindruck einer Generalabrechnung breit machen, denn nicht immer fokussiert er sich dabei trennscharf auf die Elite, woher auch der Vorwurf der „Beleidigung des französischen Volkes“ durch den Verlag kommen mag.

In der Analyse hart, in den Anekdoten und den historischen und kulturellen Bezügen treffend, im Stil mitunter an der Grenze der Beleidigung, hat Kerber ein provozierendes Buch vorgelegt. Zwar erscheint mancher Vergleich holzschnittartig, mancher Exkurs in Literatur oder Geschichte etwas bemüht. Manche Redundanz und die nicht immer eingängige Gliederung des Buches verrät die Entstehung des Werks aus aneinander gereihten Vorträgen und Artikeln. Aber davon abgesehen: Der Autor unterhält seine Leser über lange Strecken gut und transportiert dabei eine bittere politische Botschaft, die dazu auffordert, das deutsch-französische Verhältnis und die deutsche europapolitische Strategie zu überdenken.

Kerbers Sicht auf den Zustand Frankreichs bricht heute weniger Tabus als noch vor zehn Jahren. Manche Leser, die im Deutsch-Französischen die ewige Freundschaft und in Frankreich den (zumindest zumeist) verlässlichen Partner sehen, mag das Pamphlet als unbotmäßige Konfrontation und Provokation erscheinen. Im Gegensatz zu vielen Publikationen des friedvollen „franco-allemand“ sucht „Europa ohne Frankreich?“ in der Tat nicht den Konsens und die Ähnlichkeit mit dem Nachbarland, sondern legt Machtinteressen, Strategien und Taktiken der französischen Seite offen, die so manches Ereignis der europäischen Integrationsgeschichte und der deutsch-französischen Zusammenarbeit in einem anderen Licht erscheinen lassen.

Bei aller Kritik und Polemik ist Kerber in seiner Grundtendenz weder destruktiv noch hoffnungslos. Durch die wortgewaltigen und überspitzten Ausführungen strahlt immer wieder eines durch: ein robustes Interesse am Partnerland, mit dem Deutschland in Europa auf Gedeih und Verderb in einer Schicksalsgemeinschaft lebt. Um die gemeinsamen Zukunftsperspektiven zu bewerten, blickt der Autor zunächst ins Innere Frankreichs: Er beschreibt die machtvolle Exekutive und eine

Verfassung, in der eine „echte“ Gewaltenteilung und Verfassungsgerichtsbarkeit fehle. Justiz, Geheimdienst und nicht zuletzt auch die Wirtschaft könnten in diesem System unkontrolliert oder weitgehend unsanktioniert ihrem Geschäft nachgehen. Dem Leser demonstriert der Jurist, sichtlich in seinem Element, anhand einschlägiger Beispiele insbesondere aus der Mitterrand-Zeit, die „Instabilität“ der V. Republik.

Kerber sieht zwei Ansätze, wie die von ihm identifizierten Missstände beseitigt werden könnten. Ein innenpolitisches Szenario ist für ihn der Zusammenbruch des „Pariser Regimes“ durch die Bildung einer Koalition „all derjenigen, die das System einfach satt haben und mit allen Mitteln – das heißt auch mit Gewalt – sein Ende herbeiwünschen“.

Europa sieht Kerber in diesem Zusammenhang als Chance für Frankreich auf eine notwendige Therapie: „Frankreich wird ohne den europäischen Druck weder seiner Lasten Herr werden noch seine Herrschaftsstrukturen radikal reformieren.“ Nicht Europa braucht also Frankreich, sondern umgekehrt. Diese Beobachtung wirft – so man der Analyse Kerbers folgen mag – die Frage auf, welche Rolle Berlin als wichtigster Partner Frankreichs in der EU dabei spielen könnte und sollte.

Interessant macht das Buch „Europa ohne Frankreich?“, dass es von jemandem geschrieben wurde, der tief drinnen im System war, doch nie dazu gehörte, weil die Pariser Elite dem Eindringling nur vordergründig einen Zugang gewährt. Kerber, so scheint es, hat als Jurist mit deutscher und französischer Ausbildung, als Absolvent der Pariser Kaderschmiede ENA und als Berater von Firmen beider Länder am eigenen Leib erfahren, dass die beste Ausbildung und berufliche Leistung in diesem in sich geschlossenen System nicht automatisch zur Integration führen. Zeit und Zugang für Beobachtungen und schonungslose Ana-

lysen der Denkweisen und des taktischen Verhaltens des „Pariser Kartells“ hatte der Autor während seiner eigenen Pariser Zeit dennoch offensichtlich genug. Dies hat in seinem Fall nicht zu einer Abwendung geführt. Kerber hat dieses Buch veröffentlicht, weil er der Meinung war, es sei „an der Zeit [...] darzulegen, warum man in Frankreich verlobt sein kann und Paris – das heißt der Pariser Oligarchie – wohl gewappnet und gut bewaffnet entgegen treten muss.“

Nicht jeder Leser wird finden, dass bei seiner Konfrontation mit Frankreich die konstruktive Auseinandersetzung gegenüber mitschwingenden Ressentiments überwiegt. Egal wie die Bewertung des Lesers in dieser Frage ausgeht: Einen provokanten Beitrag zur notwendigen Debatte, wie sich das deutsch-französische Verhältnis in den kommenden Jahren entwickeln kann oder sollte, und mit welchem Partner es Deutschland jenseits des Rheins zu tun hat, liefert dieses Buch in jedem Fall.

Daniela Schwarzer

Friedenspreis für einen Frankophilen

Wolf Lepenies: Kultur und Politik. Deutsche Geschichte. Carl Hanser Verlag, München 2006, 450 S., 29,90 Euro

Mit Wolf Lepenies geht der im Oktober verliehene Friedenspreis des deutschen Buchhandels in diesem Jahr an einen Soziologen und Historiker, der am Collège de France gelehrt hat und Ehrendoktor der Sorbonne ist. Wolf Lepenies bemüht sich wie nur wenige deutsche Wissenschaftler beständig um den deutsch-französischen Brückenschlag. In seiner 1997 veröffentlichten Biographie von Sainte-Beuve beließ er es nicht bei dem Le-

-
- 1 Siehe: Suhrkamp muss Buch veröffentlichen. In: *Die Welt*: 1.10.2005, <http://www.welt.de/data/2005/10/01/782978.html>
 - 2 Siehe hierzu: Benoît Roussel / Julia Lieb / Daniela Schwarzer: Falsche Fragen, falsche Antworten? Wie Frankreich eine notwendige Zukunftsdiskussion verpasst. SWP Diskussionspapier, Juni 2006, http://www.swp-berlin.org/common/get_document.php?pid=1720.

bensbild des einflussreichsten Literaturkritikers im Frankreich des 19. Jahrhunderts, sondern entwarf das bestechende Panaroma einer Metropole und einer Epoche kreuz und quer durch die intellektuellen Milieus und die Geheimnisse von Paris. Auch in seinem jetzt vorgelegten Buch zum deutschen Verhältnis von „Kultur und Politik“ sind die Bezüge und Verweise zu Frankreich allgegenwärtig. Dass die beiden Nachbarn am Rhein die längste Zeit ganz unterschiedliche Auffassungen von Kultur pflegten, ist hinreichend bekannt. Lepenies kann jedoch mit zahlreichen Trouvaillen aufwarten, um den Gegensatz von französischer Zivilisation und der politikfernen deutschen Liebe zu den schönen Künsten zu illustrieren. Bezeichnend erscheint ihm Goethes Blickwinkel auf Frankreich im Sommer 1830. Während dieser den gewaltsamen Sturz der Bourbonen völlig ignoriert, nimmt er regen Anteil an einem zeitgleichen Methodenstreit zweier Pariser Gelehrter. Eine akademische Debatte erschien dem Weimarer Genius allemal interessanter als die politische Zeitenwende.

Dass es nicht Samuel Huntington war, der der politischen Analyse mit dem „clash of civilizations“ ein neues Paradigma gab, belegt Lepenies mit Julien Benda. Dessen fulminante Intellektuellenschelte „La Trahison des Clercs“ aus dem Jahr 1927 skizziert Preußens von Dichtern und Denkern flankierten Kampf gegen Napoleon als ersten Kulturkrieg. Auch für Wolf Lepenies bildeten „Kulturkriege“ stets den Kern deutsch-französischer Konflikte. „Geistige Mobilmachungen bereiteten die militärische Aufrüstung vor und begleiteten sie.“ Daneben verweist der Autor aber auch auf erstaunliche Beispiele gegenseitiger Ignoranz. So verlor der Begründer der französischen Soziologie Emile Durkheim kein Wort über seinen nicht minder berühmten deutschen Kollegen und Zeitgenossen Max Weber in seinem Werk. Auch Julien Benda und Karl Mannheim, wiewohl beide sich intensiv mit der Lage der Intellektuellen beschäftigten, nahmen keinerlei Notiz voneinander und gaben damit ein beredtes Beispiel für die „Fremdheit der jeweils anderen Wissenskultur“. Raymond Aron war im Grunde der erste französische Soziologe, der dank seiner Studien in Berlin eine vertiefte Kenntnis von Deutschland besaß. Aron stand als Intellektueller freilich lange im

Schatten des auch in Deutschland hoch geschätzten Sartres, dessen Denken von Martin Heidegger beeinflusst war, von dem man wiederum in der Bundesrepublik lange Zeit nichts wissen wollte.

Über solche deutsch-französischen Asymmetrien im intellektuellen Diskurs weiß Wolf Lepenies mit ebenso frappierender Detailkenntnis zu berichten wie über geistige Wahlverwandschaften der beiden Nationen. Dabei offenbart sich eine Eigenschaft, die der Autor vor Jahren bei Saint-Beuve festgestellt hatte: „Die freie Lust an der Literatur lässt sich überall spüren. In seiner Kritik steckt ein Pathos des Alles-Sagen-Wollens.“ Angesichts der Mischung aus profundem Wissen und erhellenden Anekdoten ließe sich auf Lepenies Bücher auch jene Formulierung beziehen, die Goethe einst für Frankreich verwandte: „wo Geist und Süßigkeiten niemals ausgehen“. Auf jeden Fall ist der Friedenspreis des deutschen Buchhandels 2006 nicht zuletzt eine Hommage an einen Homme de Lettres, dessen fachkundige Frankophilie Maßstäbe setzt.

Medard Ritzenhofen

Louis-Ferdinand Céline und seine deutschen Leser

Philipp Wascher: Louis-Ferdinand Céline und Deutschland. Rezeptionsgeschichte der Jahre 1932–1961. Internationale Forschungen zur Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft, hg. v. Alberto Martino, Bd. 94. Weidler Buchverlag, Berlin 2005, 274 S., 40 Euro

Der französische Schriftsteller Louis-Ferdinand Céline (1894–1961) wird seit dem Erscheinen seines Hauptwerkes, dem 1933 auch in deutscher Übersetzung („Reise ans Ende der Nacht“) erschienenen Roman „Voyage au bout de la nuit“ (1932), in der deutschsprachigen Literaturkritik zur Kenntnis genommen. Zahlreiche Literaturkritiker sowie etliche Literaturbeziehungsweise Sprachwissenschaftler deutscher Zunge haben sich seither beschäftigt mit Leben, Werk und Wirkung des in seiner literarischen Bedeutung und schriftstellerischen Substanz zwar unumstrittenen,

in seinen politischen und ideologischen Überzeugungen aber umso fragwürdigeren Autors, der mit bürgerlichem Namen Louis Destouches hieß und bis zu seinem Tod auch als Arzt praktizierte.

Mit der deutschen und der österreichischen Rezeptionsgeschichte Célines zu seinen Lebzeiten sowie in Ansätzen auch mit den Grundzügen der französischen Céline-Rezeption setzt sich der Komparatist Philipp Wascher in seiner 2005 im Rahmen der von Alberto Martino herausgegebenen Reihe „Internationale Forschungen zur Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft“ erschienenen Wiener Dissertation „Louis-Ferdinand Céline und Deutschland“ kritisch auseinander. Die Rezeption Célines in der multilingualen Schweiz klammert Wascher aus mit der lapidaren und floskelhaften Begründung, „weil eine Aufarbeitung der Quellen in der schweizerischen Presse den Rahmen dieser Arbeit gesprengt hätte.“ (Wascher, S. 12). Von einer Untersuchung der „produktiven Rezeption“ Célines, also seinem Einfluss auf die ästhetischen Anschauungen und die schriftstellerische Produktion deutschsprachiger Autoren, sieht Wascher gleichfalls ab. Auch dies mit der lapidaren Begründung: „weil dadurch der Rahmen dieser Arbeit gesprengt worden wäre.“ (Wascher, S. 13).

Stattdessen will Wascher ein „typologisches Spektrum“ der Rezipienten abdecken und berücksichtigt daher Rezeptionsdokumente aller Art: „Beiträge in literarischen beziehungsweise wissenschaftlichen Zeitschriften, Nachschlagewerken [...], Rezensionen [...], Hörfunkbeiträge [...], wissenschaftliche Arbeiten [...], Verlagsmaterial [...], sämtliche bis zu Célines Tod erhältliche Übersetzungen ins Deutsche und Einträge beziehungsweise Besprechungen von bedeutenden Personen des ‚Literaturbetriebs‘ [...]“ (Wascher, S. 12f.).

Durch die Begrenzung auf den Zeitraum 1932 bis 1961 werden die erst nach Célines Tod ins Deutsche übersetzten und von der Literaturkritik rezipierten Werke nicht berücksichtigt, so zum Beispiel der zweibändige Roman „Guignols Band“ und die für Célines Ästhetik bedeutsamen „Gespräche mit Professor Y“. Die Auseinandersetzung Ernst Jüngers mit Céline in seinen Tagebüchern „Strahlungen“ bleibt völlig unbeachtet. Auch die Beschäftigung der deutschen Romanis-

tik mit Céline wird nicht gebührend nachgezeichnet. Wichtige Beiträge wie Christine und Gert Sautermeisters umfangreicher Artikel über Céline im „Kritischen Lexikon der fremdsprachigen Gegenwartsliteratur“, einem Standard-Nachschlagewerk für Philologen und Literaturkritiker, werden noch nicht einmal im Literaturverzeichnis aufgeführt. Waschers Kenntnisse der Sekundärliteratur, insbesondere zur Wissenschaftsgeschichte, sind überhaupt oft unzureichend. Die wichtigen, als Standard- und Referenzwerke geltenden Studien von Eckhard Michels über das „Deutsche Institut in Paris 1940–1944“ (1993) und Frank-Rutger Hausmanns „Auch im Krieg schweigen die Museen nicht. Die Deutschen Wissenschaftlichen Institute im Zweiten Weltkrieg“ (2001) hat er offensichtlich gar nicht konsultiert. Nur so sind seine ungenügenden Kenntnisse über die Biographien von Célines Förderer Karl Epting und den Übersetzer Karl Bökenkamp zu erklären.

Im Mittelpunkt von Waschers Untersuchung stehen weniger die literaturkritischen Äußerungen journalistischer und philologischer Provenienz über Céline als vielmehr übersetzungswissenschaftliche Studien zum Verhältnis der deutschen Übersetzungen zu den französischen Originaltexten. Ausführlich vergleicht Wascher unter textphilologischen Aspekten die Céline-Übersetzungen „Reise ans Ende der Nacht“ (1934 von Isak Grünberg, bearbeitet 1985 von Werner Rebhuhn), „Mea Culpa“ und „Das Leben und Wirken des Arztes Ph. I. Semmelweis“ (1937 von Margarete Sten), „Tod auf Borg“ (1937), „Die Judenverschwörung in Frankreich“ (1938 von Willi F. Könitzer und Arthur S. Pfannstiel), „Von einem Schloß zum andern“ (1960 von Werner Bökenkamp) und als Ausblicke Bökenkamps erst nach Célines Tod erschienene Übersetzungen „Norden“ und „Rigodon“. Das Ergebnis der detaillierten Übersetzungsanalysen ist niederschmetternd. Denn sie zeigen deutlich, dass „dem deutschen Leser bis zum Tode des Schriftstellers keine dem Original angemessenen Übersetzungen zur Verfügung standen und auch heute nicht stehen. Einige der bedeutendsten Romane Célines wurden einmal mangelhaft übersetzt und dann wieder geringfügig verbessert und dem Leser als Neuauflage verkauft. Die mangelhaften Übersetzungen

bildeten jedoch die Grundlage der Céline-Rezeption.“ (Wascher, S. 237). Besonders skrupellos gingen Célines deutsche Übersetzer und Herausgeber mit seinem berüchtigten antisemitischen Pamphlet „Bagatelles pour un massacre“ um, das 1938 unter dem Titel „Die Judenverschwörung in Frankreich“ erschien und in der deutschen, gegenüber dem Original um ein Drittel gekürzten Bearbeitung noch stärkere antisemitische Züge trug als das Original.

Wascher bezweifelt nicht, dass Céline ein überzeugter Rassist und Antisemit gewesen ist, er sei aber keineswegs ein Nationalsozialist gewesen und auch vom Vorwurf der Kollaboration mit den deutschen Besatzern könne man ihn freisprechen. Hier ist Wascher entschieden zu widersprechen. Denn Célines Mitarbeit an mehreren kollaborationistischen Zeitungen, seine notorischen Ausfälle gegen „Juden“ und „Bolschewisten“, die persönlichen Zeugnisse vieler Zeitgenossen und nicht

zuletzt seine Schriften sprechen eine deutliche Sprache, die Célines Verbundenheit mit dem Rassenwahn der nationalsozialistischen Ideologie unterstreicht.

Genauso außer Frage steht aber, dass Céline als „der Erneuerer der französischen Schriftsprache“ und als ein seine Leser unwiderstehlich in seinen Bann ziehender Autor es verdient hätte, dass seinen deutschsprachigen Leser endlich sein Werk in angemessenen Übersetzungen und in seiner Ganzheit, das heißt auch mitsamt seinen Briefen, Essays und Pamphleten zugänglich gemacht wird. Auch eine umfassende Céline-Biographie in deutscher Sprache wäre wünschenswert.

Es ist – bei allen Mängeln – der große Verdienst von Waschers Dissertation, das Augenmerk auf die übersetzerischen Fehlleistungen und Versäumnisse der bisherigen deutschen Céline-Rezeption gelenkt zu haben. Es kann eigentlich nur besser werden.

Horst Schmidt